

Schwierige Dinge – ein Stadtlabor über Raubgut in Privathaushalten

Angela Jannelli und Gottfried Köbler

Zusammenfassung

Das Stadtlabor ist ein Format des Historischen Museums Frankfurt, in welchem gemeinsam mit Bürger*innen der Stadt Ausstellungen und Veranstaltungen erarbeitet werden. In diesem Rahmen wurde 2018 das Projekt „Schwierige Dinge“ durchgeführt, welches den Fokus auf NS-Raubgut in Privathaushalten legte. Vier Frankfurter Museen kooperierten dabei: Das Historische Museum, das Museum Angewandte Kunst, das Weltkulturen Museum und das Jüdische Museum. Ausgangspunkt war die Annahme einer „kollektiven Amnesie“ innerhalb der deutschen Bevölkerung betreffend den Verbleib von Gegenständen verfolgter Vorbesitzer in privaten Haushalten. Am Beginn stand ein medialer Aufruf in Frankfurt, sich bei den teilnehmenden Institutionen zu melden, sollte man verdächtige Objekte besitzen. Der Aufruf stieß aber nur auf geringe Resonanz. Der Großteil der insgesamt neun Teilnehmer des Projektes hatte bereits früher Kontakt zum Stadtlabor gehabt. In einer Reihe von Workshops recherchierten die Teilnehmer mit Hilfestellung durch Experten zur Provenienz ihrer Objekte. Dies beinhaltete auch Gespräche über persönliche Sorgen und Ängste bzgl. der Objekte sowie über ihre Präsentation in einer Ausstellung. Der gesamte Prozess wurde schriftlich und zeichnerisch dokumentiert und ebenfalls in der Ausstellung gezeigt. Das Projekt regte bei den Teilnehmern die Erforschung der eigenen Familiengeschichte an und ließ den Wunsch nach einem ständigen Beratungsangebot entstehen. Ein solcher Service könnte v. a. ein lohnendes Betätigungsfeld für kleinere, lokal verankerte Museen sein, da sich herausgestellt hatte, dass für Projekte dieser Art ein bereits bestehendes Vertrauensverhältnis von Vorteil ist. Auf diese Weise können Museen aktiv eine inklusive Erinnerungskultur mitgestalten.

Abstract

The city laboratory is an institution of the Historisches Museum Frankfurt creating events and exhibitions together with citizens of Frankfurt. One of the projects within this framework was "Schwierige Dinge" (Problematic things) in 2018 which focused on Nazi loot in private property. Four Frankfurt museums were cooperating: the Historisches Museum (Historical Museum), the Museum Angewandte Kunst (Museum Applied Arts), the Weltkulturen Museum (World Cultures Museum) and the Jewish Museum. The assumption of a "collective amnesia" concerning Nazi loot in private property formed the basis of the project. In the beginning, appeals for informing the participating institutions about such objects were transported via local Frankfurt media. The resonance was limited. Most of the nine participants had earlier contacts with the city laboratory. During various workshops the participants investigated the provenance of their objects assisted by experts, including talks about personal fears and worries connected to the objects as well as their presentation within an exhibition. The whole process was documented by interviews and drawings which were also shown in the exhibition. The project led to an investigation into the concerned family's history and aroused the wish for a permanent consultation service. Such a service could effectively be provided by smaller, locally established museums because it became apparent that projects of this kind are depending on an established relationship based on trust. Thus, museums could actively take part in creating an inclusive culture of remembrance.

„Schwierige Dinge“ war der Titel eines Stadtlabor-Projekts, das wir von Mai bis Oktober 2018 im Historischen Museum Frankfurt durchgeführt haben. Das Stadtlabor ist ein partizipatives und gegenwartsorientiertes Format, in dem wir zusammen mit Frankfurter*innen Ausstellungen und Veranstaltungen erarbeiten. Der Grundgedanke besteht darin, die unterschiedlichen Lebensrealitäten in unserer Stadt aus verschiedenen Perspektiven zu erforschen.¹

Die Idee, ein Stadtlabor über Raubgut in Privathaushalten zu realisieren, ergab sich aus der Entscheidung, die Wanderausstellung „Legalisierter Raub: Der Fiskus und die Ausplünderung der Juden in Hessen 1933–1945“ zu übernehmen.² Diese durch das Fritz Bauer Institut (FBI) und den Hessischen Rundfunk (HR) erarbeitete Ausstellung war 16 Jahre lang durch Hessen getourt und sollte im Historischen Museum Frankfurt zum letzten Mal gezeigt werden. Da das Stadtlabor dezidiert gegenwartsorientiert ausgerichtet ist, beschlossen wir, den Fokus auf die heutigen Spuren und Folgen der NS-Geschichte zu setzen:





Ausgang

LEGALISIERTE RAUB
Der Fiskus und die Ausplünderung der Juden
in Mainz 1932-1945

LEGALISIERTE RAUB
The Fiscal Authorities and the Plundering
of the Jews of Mainz 1932-1945



Das Dokument zeigt...



**Sigmund Levi,
Mainz**



**Familie Haas,
Höchst i. O./Frankfurt**

An jedem der insgesamt 29 Ausstellungsorte realisierten die Ausstellungsmacher*innen des FBI und HR partizipative Rechercheprojekte mit Schulklassen oder Lokalhistoriker*innen, in denen es um die Aufarbeitung von „Raubgeschichten“ vor Ort ging. Die Präsentation dieser „Fälle“ zeigte deutlich, wie das im NS verübte Unrecht bis heute nachwirkt – auf materieller wie individueller Ebene. In der Wanderausstellung wurden ausgehend von den Objekten verschiedene Biografien von Verfolgten und ihren Familien rekonstruiert, d.h. es wurden vor allem die Geschichten derjenigen erzählt, die verfolgt, enteignet und ermordet wurden.

Mit dem Stadtlabor versuchten wir, den Fokus auf die Profiteure des legalisierten Raubs zu richten. Das Konzept für die „schwierigen Dinge“ wurde von den Autor*innen dieses Beitrags, Angela Jannelli und Gottfried Kößler vom Fritz Bauer Institut, entwickelt. Im Rahmen von zahlreichen in der Zeit des Nationalsozialismus durchgeführten Versteigerungen „aus jüdischem Besitz“ sowie der Ausstattung sogenannter „fliegergeschädigter Volksgenossen“ mit Hausrat aus den „verwaisten Wohnungen“ deportierter Juden haben Millionen von Gegenständen den Besitzer gewechselt. Am Anfang des Stadtlabors stand daher die Frage: Wo sind all die unter Zwang verkauften, beschlagnahmten, geplünderten und geraubten Dinge heute? Wie viel Raubgut findet sich heute noch in Privathaushalten? (Abb. 17)

Die „schwierigen Dinge“ standen dabei im Rahmen eines umfassenden Projekts, an dem insgesamt vier Frankfurter Museen beteiligt waren: Neben dem Historischen Museum wirkten das Jüdische Museum, das Museum Angewandte Kunst und das Weltkulturen Museum mit. Das vom Historischen Museum koordinierte Kooperationsvorhaben firmierte unter dem Titel „Gekauft. Gesammelt. Geraubt? Vom Weg der Dinge ins Museum“. In allen vier Ausstellungen ging es um die Spuren bzw. Auswirkungen des „legalisierten Raubs“ heute: Es ging um Raubgut in den Museumssammlungen und um die Rolle der Provenienzforschung. Die Ausstellung des Jüdischen Museums stand im Zeichen eines konstitutiven Verlusts, mit dem sowohl die Zerstörung der Jüdischen Gemeinden als auch der jüdischen Kulturgeschichte gemeint war.³ Das Weltkulturen Museum dehnte die Frage nach Raubgut auf Erwerbungen aus kolonialem Kontext aus. (Abb. 18)



Abb. 18 | Cover der nach Projektende erschienenen Dokumentation.
Grafik: Historisches Museum Frankfurt, Anna Risch / museon

Provenienzforschung

in Privathaushalten?

Während die Provenienzforschung als Kernaufgabe des Museums heute weitestgehend anerkannt ist, wird die Frage nach der Herkunft der Dinge in Privathaushalten immer noch kaum gestellt. Durch Ausstellungen wie die zum „Legalisierten Raub“ oder Fernseh-Dokumentationen wie die Ende 2018 im MDR ausgestrahlte Sendung „Die Versteigerer – Profiteure des Holocaust“⁴ dringt die Tatsache, dass Millionen von Gegenständen, die Juden genommen worden waren und an die „NS-Volksgemeinschaft“ weitergegeben wurden, langsam (wieder) ins öffentliche Bewusstsein. Wir haben es hier mit einem weißen Fleck im kollektiven Gedächtnis zu tun: Während die Erinnerungen an den Luftkrieg, an Flucht und Vertreibung nach dem Zweiten Weltkrieg im Familiengedächtnis durchaus präsent sind, wird das Thema der persönlichen Bereicherung weitestgehend ausgeklammert und tradiert sich höchstens verdeckt, z.B. in Form von Anspielungen oder Gerüchten. Angesichts des Ausmaßes des „legalisierten Raubs“ sowie der großen Anzahl der Profiteur*innen, kann dies als eine Art von kollektiver Amnesie bezeichnet werden oder – wie Aleida Assmann es nennt – als defensives Vergessen, eine Form des Vergessens, das einer schweigenden Komplizenschaft gleichkommt und das die Täter*innen schützt und den Geschädigten schadet.⁵

Hier nur eine knappe Bestandsaufnahme: Seit 1933 waren durch Berufsverbote, Zwangsabgaben und Verordnungen praktisch alle als Juden Verfolgte gezwungen, ihren Besitz zu veräußern, in den meisten Fällen unter Wert. Nach ihrer Emigration oder Deportation wurde ihr verbliebener Besitz beschlagnahmt und versteigert: Hausrat, Kleidung, Schmuck, Spielzeug und Instrumente, aber auch Immobilien, Werkstätten, Firmen und Geschäfte, ganze Bauernhöfe und die dort lebenden Tiere wechselten den Besitzer. Aus dem besetzten Frankreich und den Benelux-Ländern ließ der „Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg“ den Hausrat aus rund 70.000 „jüdischen Wohnungen“ ins Deutsche Reich transportieren, um die „fliegergeschädigten Volksgenossen“ neu auszustatten. Bis 1944 wurden rund 1 Million Kubikmeter sogenannter „Judenmöbel“ aus Frankreich und den Benelux-Ländern gebracht und vorwiegend im Westen und Norden Deutschlands verteilt.⁶ Wo sind all diese Dinge heute?

Auf der Suche nach „schwierigen Dingen“

Für das Stadtlabor suchten wir Alltagsgegenstände von Frankfurter*innen, die aus ehemals jüdischem Besitz stammten. Zusätzlich sollten auch Gegenstände aufgenommen werden, die keine jüdischen Vorbesitzer*innen hatten, aber dennoch im NS unrechtmäßig erworben worden waren, wie z.B. Erwerbungen von Wehrmachtangehörigen in besetzten Gebieten. So kam z.B. eine russische Ikone zu den „schwierigen Dingen“, die der Vater der Besitzerin von seinem Kriegseinsatz in Weißrussland mitgebracht hatte. (Abb. 19)

Aus früheren Anfragen an das Historische wie das Jüdische Museum sowie das Fritz Bauer Institut wussten wir, dass in vielen Familien „schwierige Dinge“ existieren. Ihre problematische Erwerbungs-geschichte ist in den meisten Fällen nur rudimentär oder indirekt in Form von Anspielungen oder Gerüchten überliefert: Bei vielen der heutigen Besitzer*innen nährten solche Anspielungen die Vermutung, dass mit den Dingen „etwas nicht stimmt“, dass „etwas an der Geschichte faul ist“. Vor dem Hintergrund einer mittlerweile in weiten Teilen der Gesellschaft etablierten Erinnerungskultur lassen die heutigen Besitzer*innen immer mehr Zweifel und Fragen an der rechtmäßigen Herkunft solcher Dinge zu.⁷ Dies gilt auch für Gegenstände, die auf dem Flohmarkt erworben oder in einer Wohnung vorgefunden wurden, zu denen also kein familiengeschichtlicher Bezug besteht. Hier ist es dann allerdings nicht das Gerücht, das Hinweise auf einen möglichen Unrechtskontext gibt, sondern eher Spuren auf dem Objekt selbst, wie z.B. Widmungen oder Ex Libris in Büchern, Stempel und Signaturen der ursprünglichen Besitzer*innen auf Möbelstücken oder auch Versteigerungsmarken und Losnummern von Auktionen, die sich noch auf den Gegenständen befinden.

Der Aufruf zur Teilnahme am Stadtlabor erfolgte über die Medien, die ihn auch mit großem Interesse in ganz Hessen verbreiteten. Doch trotz der medialen Aufmerksamkeit in Zeitungen, Radio und Fernsehen meldeten sich auf die Aufrufe nur fünf Personen, von denen dann letztendlich nur drei teilnahmen. Insgesamt beteiligten sich neun Personen am Stadtlabor. Die übrigen sechs Teilnehmer*innen waren bereits durch andere partizipative Projekte mit dem Historischen Museum und dem Stadtlabor vertraut. Das spricht dafür, dass ein bereits zum Museum bestehendes Vertrauensverhältnis eine wichtige Grundlage für die Teilnahme darstellte. Wir vermuten, dass die Vorstellung, sich öffentlich dazu zu bekennen, mögliches NS-Raubgut zu Hause zu haben bzw. zu den Profiteur*innen des Holocaust zu gehören, offenbar selbst bei den



Abb. 19 | Kriegsbeute oder Souvenir? Eine Ikone wird zum „schwierigen Ding“.
© Historisches Museum Frankfurt, Foto: Horst Ziegenfusz

heutigen, nicht unmittelbar an den Taten von damals beteiligten Besitzer*innen immer noch schwer erträglich und mit starken Gefühlen wie Angst oder Scham besetzt ist. Wer bereits die Erfahrung gemacht hatte, mit dem Historischen Museum und dem Stadtlabor einen vertrauenswürdigen Partner gefunden zu haben, der für einen sicheren Rahmen sorgt, konnte sich offenbar leichter auf dieses Wagnis einlassen. Als Projektteam hatten wir mit Gefühlen der Scham und des Unbehagens gerechnet und daher im Vorfeld die Möglichkeit einer anonymen Teilnahme eingeräumt. Keine*r der Beteiligten hatte diese Möglichkeit aber letztendlich genutzt.

Neben der bereits erwähnten Ikone wurden folgende „schwierigen Dinge“ ins Stadtlabor eingebracht:

- eine Tischdecke, die in der Familie des Besitzers als „jüdische Gebetsdecke“ weitergegeben worden war (Abb. 20);
- ein Silberlöffel, der als Teil eines großen mehrteiligen Silberbestecks in eine Familie vertriebener Frauen kam. Sie hatten es als Lohn für Schneiderarbeiten von einer Bauernfamilie erhalten, bei der sie auf der Flucht untergekommen waren;
- ein Stuhl aus den 1920/30er Jahren vom Flohmarkt, auf dessen Unterseite sich eine Losnummer aus einer Versteigerung befindet;
- ein Nähtischchen, über dessen Geschichte der heutige Besitzer wusste, dass es von einer jüdischen Familie „zum Dank für geleistete Hilfe“ den Großeltern des heutigen Besitzers geschenkt worden sei;
- eine gründerzeitliche Villa, Arbeitsort des Stadtlaboranten;
- ein Goldkettchen mit einem eingravierten Namen und Davidstern;
- ein Leinentuch aus einem unrechtmäßig geöffneten Postpaket;
- die „Miersch-Liste“, eine direkt nach dem Krieg auf Druck der US-amerikanischen Besatzer erstellte Liste, auf der Immobilien verzeichnet waren, die durch „Arisierung“ in den Besitz der Stadt Frankfurt gelangt waren.

Außer der Liste, der Villa und dem Stuhl stammten alle „schwierigen Dinge“ aus der Familie der heutigen Besitzer*innen.⁸ (Abb. 21 a/b)

Der Stadtlabor-Prozess

Für das Stadtlabor entwickelten wir eine sechs Termine umfassende Workshop-Reihe, die zusammen mit der Historikerin Ann-Kathrin Rahlwes und dem Archivar des FBI, Johannes Beermann-Schön, durchgeführt wurde. Sie standen den Stadtlaborant*innen auch außerhalb der Workshops für individuelle Beratung und Begleitung bei den Archivrecherchen zur Verfügung.

Im Stadtlabor sollten nicht nur die Ergebnisse der Recherchen, sondern der gesamte Recherche- und Erkenntnisprozess dokumentiert werden. Daher ging es im ersten Workshop darum, den Ausgangspunkt der Stadtlaborant*innen festzuhalten. In einer Vorstellungsrunde stellten sie sich und ihre „schwierigen Dinge“ vor. Wir baten sie, folgende Fragen zu beantworten: Woher stammt der Gegenstand? Was ist über seine Geschichte bekannt? Gibt es Familienangehörige, die mehr wissen könnten? Existieren alte Familienfotos, auf denen das Objekt zu sehen ist und die bei der Datierung weiterhelfen könnten? Was wissen Sie über die Geschichte Ihrer Familie im Nationalsozialismus? Insbesondere die letzte Frage war wichtig, da eine Recherche zur Herkunft des Objektes in fast allen Fällen auch eine Auseinandersetzung mit der Geschichte seiner Vorbesitzer*innen, sprich der eigenen Eltern, Großeltern oder Urgroßeltern, voraussetzte.

Zu Beginn hatten sich alle Projektteilnehmer*innen verpflichtet, vertraulich mit den in den Workshops ausgetauschten Informationen umzugehen. Am Ende des ersten Workshops standen Einzelgespräche. Ann-Kathrin Rahlwes und Johannes Beermann-Schön gaben individuelle Empfehlungen für die Archivrecherchen und benannten konkrete Quellenbestände in Archiven samt Kontaktadressen und Sekundärliteratur. Sara Soussan, Mitarbeiterin des Jüdischen Museum Frankfurt, gab Auskunft zu Judaica und Alltagsgegenständen jüdischer Familien. Unsere Aufgabe bestand darin, mit den Teilnehmer*innen über ihre Erwartungen und Ängste zu sprechen (diese Rolle übernahm Gottfried Köbler) bzw. die Präsentation der „schwierigen Dinge“ in der Ausstellung zu diskutieren (Angela Jannelli). Auf Basis der Antworten auf die genannten Fragestellungen verfassten wir Texte, die in Form von stilisierten Sprechblasen neben den Objekten aufgestellt wurden. Die Objekte und Texte wurden in der Ausstellung nüchtern und möglichst „unauratisch“ in einem Metallregal präsentiert, vor dem große Arbeitstische aufgestellt waren. Der Labor- und Werkstatt-Charakter sollte sich auch szenographisch vermitteln. (vgl. S. 78, Abb. 12)



Abb. 20 | Eine Tischdecke weist die Spur: Die Großmutter war als Antiquitätenhändlerin an der Versteigerung jüdischen Hausrats beteiligt. © Historisches Museum Frankfurt, Foto: Horst Ziegenfusz

Der zweite Workshop begann mit einer Einführung in die Methoden und Möglichkeiten der Archivrecherche. Die Stadtlaborant*innen erhielten Informationen, welche Archive für welche Frage angesprochen werden können und wie Quellen aus der Zeit des NS heute gelesen und interpretiert werden können. Wir stellten auch einen Handapparat mit den wichtigsten Überblicksdarstellungen zu den Themen „Arisierung“ und „Wiedergutmachung“ zur Verfügung, der gut angenommen wurde und half, das eigene „schwierige Ding“ in einen größeren historischen Kontext einzuordnen.



Abb. 21 a/b | Raubgut oder Flohmarktschätzchen? Auf der Unterseite des Stuhls befindet sich eine Losnummer. Wann und wie wurde der Stuhl versteigert? © Historisches Museum Frankfurt, Foto: Horst Ziegenfusz

Es folgte für die Stadtlaborant*innen eine erste Recherchephase von vier Wochen, bei der sie nach Bedarf von den Expert*innen beraten und begleitet wurden. Der Austausch der dabei gemachten Erfahrungen stand im Mittelpunkt des dritten Workshops: Wo habe ich recherchiert? Was habe ich erfahren? Welche Anfragen waren erfolgreich? Wie geht es mir mit dem, was ich erfahren habe oder nicht herausbekommen konnte? Die vertrauensvolle Atmosphäre, in der auch Ängste und Zweifel zur Sprache kamen, bestärkte die Stadtlaborant*innen darin, den oft mühsamen Researchweg weiterzugehen und den Austausch mit Familienangehörigen über die teils unerwarteten Ergebnisse zu suchen.

Der letzte Stadtlabortermin, der weitere vier Wochen später stattfand, diente dazu, den Projektabschluss vorzubereiten: Was konnte ich erfahren? Was nicht? Welche Erkenntnisse habe ich durch mein neu erworbenes Wissen über den NS, meine Familie, etc. gewonnen? Was hat sich bei mir oder in meiner Familie verändert? Wie hat sich mein Verhältnis zu meinem „schwierigen Ding“ verändert? Gemeinsam mit den Stadtlaborant*innen besprachen wir auch, wie die Rechercheergebnisse der Öffentlichkeit präsentiert werden sollten. Es wurden kurze Audio-Interviews aufgezeichnet, die als Grundlage für Trickfilme dienten, die der Zeichner und Medienkünstler Ralph Mann anfertigte.⁹

Unsere Rolle als Kurator*innen bestand in erster Linie darin, den Prozess zu begleiten und für die Ausstellung festzuhalten sowie mit den Teilnehmer*innen über ihre Erwartungen und Ängste zu sprechen. In der Rückschau erwähnten die Teilnehmer*innen, dass die Unterstützung bei der Archivrecherche und die wissenschaftliche wie emotionale Begleitung des Workshops für sie eine enorme Erleichterung dargestellt hatte. Positiv wurde auch die Reflexion des eigenen Researchwegs in der Gruppe hervorgehoben, der von Sackgassen, Leerstellen und neuen Fragen gekennzeichnet war. Gerade die Konfrontation mit den Leerstellen sowie die Erfahrung, dass viele Fragen ungeklärt bleiben müssen, da es weder Quellen noch Zeugen gibt, die Auskunft geben können, waren wichtige Erkenntnisse im Bereich der historisch-politischen Bildung. Gleichzeitig erfuhren die Teilnehmer*innen aber auch, welchen Stellenwert Archive haben, welche Dokumente aufbewahrt und wie sie gelesen werden können und wie viele Informationen eine gezielte Recherche an den Tag bringen kann. Das Stadtlabor „schwierige Dinge“ ist in diesem Sinne auch als ein archivpädagogisches Projekt zu werten.

Erkenntnisse

Objekte stehen vor Geschichten

Die Geschichte der „schwierigen Dinge“ konnte nur im Fall der Villa aufgeklärt werden. Im Stadtlabor wurde jedoch die Suche selbst zum Thema – als eine Form, sich den heute noch spürbaren Belastungen der Nachgeschichte des Nationalsozialismus zu stellen und das eigene Verhältnis zur Geschichte zu klären.

Es waren dann weniger die Ergebnisse, als vielmehr die Erfahrungen bei der Auseinandersetzung mit der Geschichte der Dinge besonders wichtig. Für viele Teilnehmer*innen war die Auseinandersetzung mit den „schwierigen Dingen“ ein Anlass, sich der eigenen Familiengeschichte zu stellen und ein Gespräch über die Verwicklung der eigenen Vorfahren in den NS bzw. den Umgang damit in der Nachkriegszeit zu beginnen. Die „schwierigen Dinge“ waren oft ein Anlass, schon lange verspürte Zweifel zuzulassen und sich schon zuvor im Raum stehenden Fragen zu stellen. Die Beteiligung am Projekt half dabei, Ängste zu überwinden, z.B. vor ablehnenden Reaktionen aus der Familie. Auch hier zeigte sich nochmals, wie sehr der Rahmen des Museums Sicherheit bot. In der Gruppe war es möglich, diffuse Schuldgefühle gegenüber den vorherigen Besitzer*innen zu thematisieren oder sich zu fragen, wie man verantwortungsvoll und den historischen Belastungen angemessen mit den „schwierigen Dingen“ umgehen sollte. Gerade bei denjenigen, deren „schwierige Dinge“ keinen familiären Bezug aufwiesen, stand dieser Aspekt im Mittelpunkt: Wie kann ich dazu beitragen, dass der Opfer gedacht wird? Dass das Unrecht nicht vergessen wird, was kann ich dem „Be-Schweigen“ entgegensetzen?¹⁰

Für zwei Teilnehmerinnen bedeutete dies, ihre „schwierigen Dinge“ nach Projektende nicht wieder zu Gebrauchsgegenständen werden zu lassen. Sie sind heute aus ihrem Funktionszusammenhang genommen und dienen sozusagen als „privates Mahnmal“, das nicht mehr losgelöst von seiner schwierigen Geschichte benutzt oder weitergegeben werden kann. Über das „schwierige Ding“ entsponnen sich auch Gespräche mit Freund*innen, Bekannten und Familienangehörigen. Das Projekt konnte so auch über seine Dauer im Museum und den Kreis der Teilnehmer*innen hinaus Wirkung entfalten und regte zu einer breiteren Beschäftigung mit Erinnerungskultur an. Denn – wie es Aleida Assmann in einem Vortrag formulierte – Erinnerungskultur ist menschengemacht, sie ist auf Menschen angewiesen, die sie formen und gestalten.¹¹ (Abb. 22)

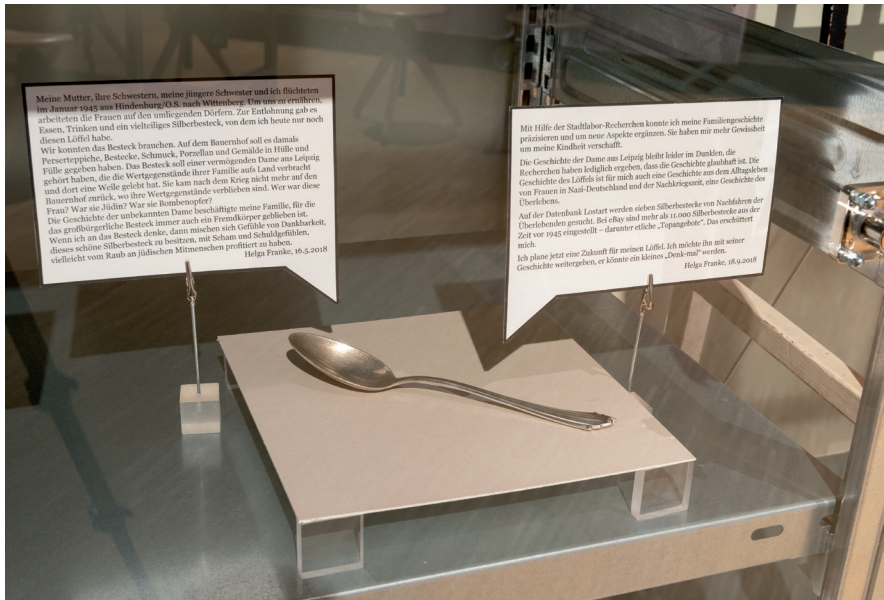


Abb. 22 | Die Stadtlaborantin Helga Franke beschloss, ihren Löffel als „privates Mahnmal“ zu behandeln.
 © Historisches Museum Frankfurt, Foto: Horst Ziegenfusz

Nach dem Erstcheck? Anknüpfungspunkte für lokale Museen

Indem die Stadtlaborant*innen ihre „schwierigen Dinge“ im Museum veröffentlichten, wurde der Blick auf eine Leerstelle in der scheinbar so elaborierten deutschen Erinnerungskultur gelenkt: Die „schwierigen Dinge“ lenkten den Blick auf die Widerstände und Wissenslücken in Bezug auf die Profiteur*innen des NS. Es zeigte sich aber auch deutlich, dass die „schwierigen Dinge“ Zugänge zu Wissen und zu historischen Kontexten eröffnen und dadurch gleichzeitig eine Reflexion der eigenen Familienbiografie bzw. der eigenen Verantwortung als Träger der Erinnerung ermöglichen können. (Abb. 23)



Abb. 23 | Zeichnerische Dokumentation des Workshops. Die Stadtlaborant*innen stellen sich und ihre „schwierigen Dinge“ vor. © Historisches Museum, Ralph Mann

Nach dem Stadtlabor hatten viele der Beteiligten den Wunsch nach einem ständigen Beratungsangebot geäußert. Denn das Stadtlabor hatte sie zur weiteren Erinnerungsarbeit angeregt, hatte Impulse für weitere Recherchen in der Familie oder Stadt gesetzt, die die Teilnehmer*innen gerne mit Unterstützung durch das Museum und die Expert*innen durchgeführt hätten.

Gerade für kleinere, lokal verankerte Museen eröffnet sich hier ein neues Betätigungsfeld. Ausgehend von dem kritischen Umgang mit der eigenen Sammlung könnten Rechercheseminare für die Einwohner*innen aus der Umgebung angeboten werden. Viele solcher Museen genießen aufgrund der großen Nähe und engen Verbindung zur Bevölkerung das Vertrauen der lokalen Communities. Sie müssen ggf. weniger Zeit und Aufwand in vertrauensbildende Maßnahmen investieren als dies z.B. bei Kreis- oder Landesmuseen der Fall ist. Andererseits ist man als Museumsleiter*in oder Kurator*in auch in die Community eingebunden und wird daher evtl. nicht mehr als „neutral“

wahrgenommen. Hier kann es helfen, wenn externe Partner*innen hinzukommen. Die Zusammenarbeit mit ihnen kann einen Ausweg aus diesem Dilemma bieten.

Bei den „schwierigen Dingen“ erwies sich die Zusammenarbeit des Historischen Museums mit dem Fritz Bauer Institut und der freischaffenden Historikerin Ann-Kathrin Rahlwes als äußerst fruchtbar. Sie brachten ihre fundierte historische Expertise in Bezug auf den NS sowie die Archivlandschaft und Recherchemöglichkeiten ein und eröffneten damit uns als Kuratorin/Kurator die Möglichkeit, den Prozess im Blick zu behalten. Durch die Arbeitsteilung war es möglich, Recherche und Reflexion personell zu trennen. Es oblag nicht uns als Kurator*innen, im Rechercheprozess die mit dem Gegenstand verbundenen „schwierigen Dinge“ ans Licht zu bringen, unsere Rolle bestand vielmehr darin, für den sicheren Rahmen zu sorgen, in dem wir gemeinsam die Bedeutung und Konsequenzen der Rechercheergebnisse reflektieren konnten: Was machen wir jetzt damit? Mit dem neuen Wissen, und mit den „schwierigen Dingen“?

In den 1990er Jahren prägte die US-amerikanische Museumstheoretikerin Elaine Heumann Gurian den Slogan vom Museum als „safe space for unsafe ideas“, also vom Museum als sicherem Ort für unsichere/verunsichernde Gedanken. Dies ist ein Pfund, mit dem wir Museumsmitarbeiter*innen wuchern können, aber auf dem wir uns nicht ausruhen dürfen. Denn, wie Heumann Gurian anmahnt, wir müssen uns darüber im Klaren sein, dass das Museum für viele kein „safe space“ ist.¹² Für große Teile der Gesellschaft wird das Museum nicht als Referenzort für die eigene Geschichte wahrgenommen, eine Relevanz für das eigene Leben wird nicht gesehen. Dies liegt sicher auch daran, dass in vielen Museen Geschichte immer noch in Form eines ethnisch-nationalen Narrativs dargestellt wird, das in der heutigen diversen Gesellschaft nicht mehr greift. Dies gilt umso mehr für NS-Geschichte und den Holocaust. Bereits im Jahr 2000 mahnte Hanno Loewy an, das Erinnern an den Holocaust nicht als „nationales Exklusionsprojekt“ zu instrumentalisieren, sondern an einer inklusiven Erinnerungskultur zu arbeiten.¹³

Museen – auch und gerade die lokalen Museen – können sich hier als aktive Mitgestalter der Erinnerungskultur positionieren. Als vertrauenswürdige Orte mit hoher Glaubwürdigkeit können sie als Kristallisationsort für das lokalhistorische Wissen dienen und es auch für die „neuen Deutschen“ anschlussfähig machen. Dies ist gerade in Bezug auf das Erinnern des Holocausts wichtig, der ja als zentraler Bestandteil des deutschen kollektiven Gedächtnisses definiert wird.¹⁴ (Abb. 24)



Abb. 24 | Johannes Beermann-Schön im Gespräch mit einer Stadtlaborantin
 © Historisches Museum Frankfurt, Ralph Mann

Gerade die „schwierigen Dinge“ eignen sich gut hierfür. Denn „schwierige Dinge“ gehören nicht nur denen, deren Vorfahren unmittelbar am NS beteiligt waren. Auch über Recherchen zu Leuten, die vorher in der eigenen Wohnung lebten, zu verfolgten Schüler*innen an der eigenen Schule, den Vorbesitzer*innen der eigenen Firma, etc. wird NS-Geschichte anschlussfähig.

Die desaströse Personalsituation gerade an kleineren Museen ist das größte Hindernis für eine solche Öffnung und Gestaltung der Museumsarbeit. Hier können nur Bündnisse und Kooperationen Abhilfe schaffen, z.B. mit Archiven, Gedenkstätten oder den Landeszentralen für politische Bildung. Solche Projekte könnten aus der Gedenkstätten- bzw. Archivpädagogik oder der historisch-politischen Bildung nicht nur inhaltlich unterstützt, sondern auch finanziert werden. Die Zusammenarbeit mit Kolleg*innen aus anderen erinnerungspolitisch engagierten Institutionen bedeutet einen Zuwachs von Expertise und auch eine Aufteilung der Aufgaben.

Dass es einen Bedarf gibt, wurde auch im Lauf der Ausstellung klar: Im Verlauf der Ausstellung gaben weitere Personen ihre „schwierigen Dinge“ ab, beteiligten sich aber nicht am Stadtlabor: Postkarten, Leuchter, ein Ausweis für „fliegergeschädigte Volksgenossen“. Das Ausstellen hatte hier eine entlastende Funktion. Oft wurde der Wunsch formuliert, die „schwierigen Dinge“ nicht mehr zurück erhalten zu wollen, sondern sie im Museum zu belassen. Diesem Wunsch haben wir nicht entsprochen, da das Museum keine Institution sein kann, wo man die „schwierigen Dinge“ abgibt und sich damit der mit den Gegenständen verbundenen problematischen Geschichte entledigt. Es soll ein Ort des Rememberns sein, nicht des Verdrängens.

1 <https://historisches-museum-frankfurt.de/de/stadtlabor>, Zugriff 5.2.2020.

2 <https://www.fritz-bauer-institut.de/ausstellungen/legalisierter-raub>, Zugriff 5.2.2020.

3 Die einzelnen Projekte sind in der Dokumentation ausführlich beschrieben:

Historisches Museum Frankfurt (Hg.): Gekauft. Gesammelt. Geraubt? Vom Weg der Dinge ins Museum. Ein Kooperationsprojekt von vier Museen der Stadt Frankfurt am Main. Frankfurt am Main 2019.

Weitere Projektbeschreibungen auf den Websites der einzelnen Museen:

https://historisches-museum-frankfurt.de/de/geerbt_gekauft_geraubt

<https://www.juedischesmuseum.de/erkunden/detail/geraubt-zerstoert-verstreut/>

<https://www.museumangewandtekunst.de/de/besuch/ausstellungen/geraubt-gesammelt-getauscht-die-sammlung-pinkus-ehrlich-und-das-museum-angewandte-kunst/>

<https://www.weltkulturenmuseum.de/de/ausstellungen/archiv/10030>

Zugriff bei allen 14.2.2020.

4 In dem im November 2018 im MDR ausgestrahlten Dokumentarfilm „Die Versteigerer – Profiteure des Holocaust“ zeichnen die Filmemacher Jan N. Lorenzen und Michael Schönherr anhand der Akten des Leipziger Versteigerers Hans Klemm das gigantische Ausmaß des legalisierten Raubs an den Juden nach. <https://www.mdr.de/zeitreise/die-versteigerer-der-film-100.html>, Zugriff 4.2.2020.

- 5 Assmann, Aleida: Formen des Vergessens. Göttingen 2016.
- 6 Hemken, Christina: Der Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg und die „M-Aktion“.
In: Christina Hemken, Karl-Heinz Ziessow (Hg.): Im Schatten des totalen Krieges: Raubgut, Kriegsgefangenschaft und Zwangsarbeit. Kataloge und Schriften des Museumsdorfs Cloppenburg, Heft 37. S. 185–196. Cloppenburg 2018. S. 189.
- 7 Die meisten der am Stadtlabor beteiligten Personen waren in der Nachkriegszeit geboren, drei Stadtlaborantinnen gehörten der 2. Nachkriegsgeneration an.
- 8 Für eine Darstellung der „schwierigen Dinge“:
https://historisches-museum-frankfurt.de/geerbt_gekauft_geraubt/videos, Zugriff 12.02.2020.
- 9 Ebd.
- 10 Ein weiterer Aspekt wurde von Evin Oettingshausen im Rahmen einer an der Universität Oldenburg entstandenen Masterarbeit herausgearbeitet: Das öffentliche Zeigen der „schwierigen Dinge“ ist auch als eine Entlastung zu werten für „die seit Jahrzehnten um Anerkennung kämpfenden Überlebenden, weil dadurch die Vergangenheitsbewältigung um eine (selbst-) kritische Stimme erweiterbar [ist], die der Profiteur_innen“. Oettingshausen, Evin: „Entfernte Dinge“ – NS-verdächtige Gegenstände aus Privathaushalten. Eine Untersuchung zu möglichen Subjekt-Objekt-Bedeutungen am Beispiel des Historischen Museum in Frankfurt. Unveröffentlichte Magisterarbeit im Studiengang Museum und Ausstellung der Universität Oldenburg 2019. S. 91.
- 11 <https://www.youtube.com/watch?v=Z3i-U2VDoUw>, Zugriff 14.2.2020.
- 12 <https://www.aam-us.org/2018/11/15/museopunks-episode-31-are-museums-safe-spaces-for-unsafe-ideas/>, Zugriff 14.02.2020.
- 13 Loewy, Hanno: Deutsche Identitäten vor und nach dem Holocaust. In: Hans Erler, Ernst Ludwig Ehrlich (Hg.): Jüdisches Leben und jüdische Kultur in Deutschland. Geschichte, Zerstörung und schwieriger Neubeginn. Frankfurt/Main 2000. S. 240–251; zitiert nach: Messerschmidt, Astrid: Erinnerungsstrategien – bildungstheoretische Perspektiven auf die Aneignung des Holocaust-Gedächtnisses. In: Ludwig A. Pongratz, Wolfgang Nieke, Jan Masschelein (Hg.): Kritik der Pädagogik – Pädagogik der Kritik. Opladen 2004. S. 98f.
- 14 Siehe hierzu Rothberg, Michael: Multidirectional Memory in Migratory Settings: The Case of Post-Holocaust Germany. In: Chiara De Cesari, Ann Rigney (Hg.): Transnational Memory. Circulation, Articulation, Scales. Berlin 2015. S. 123–145.